

GREGOR SANDER

**LENIN AUF
SCHALKE**



PENGUIN VERLAG

*In Langenau im Emmental gab
es ein Warenhaus. Das hieß
Zur Stadt Paris. Ob das eine
Geschichte ist?*

PETER BICHSEL,
Zur Stadt Paris

LUDWIG ERHARDS ZIGARRE

Irgendwo zwischen Hannover und Bielefeld öffne ich die erste Flasche Bier. Wer sich diese Landschaft da draußen hat einfallen lassen, hatte wirklich keinen guten Tag. Flache Fläche an flacher Fläche, hoch stehendes Getreide, hin und wieder finden sich Bäume zu einem Kleinstwald zusammen. Da nützt auch die Sommersonne nichts, die das alles in ein gleißendes Licht taucht und mir die verlassenen Gebäude der vorbeirauschenden Provinzbahnhöfe als Schlagschatten auf das Gesicht haut. Der ICE *Johannes Rau* rast berechtigterweise mit 189 km/h durch diese Ödnis. Meine Mitreisenden dösen, sehen Filme oder starren in ihre Handys, als wären das schwarze Löcher ins

Universum. Niemand liest, natürlich nicht. »Schriftsteller! Das hat doch keine Zukunft!«, hatte meine Schweriner Großmutter einmal zu mir gesagt und vielleicht hatte sie ja recht. Bröckelndes Gewerbe. Mir reicht es jetzt schon und Schlüppi hat das natürlich gehaut, als er mir beim Abschied am Ostbahnhof in Berlin diese blaue Kühltasche von *Kaufland* in die Hand drückte. Vier Flaschen Bier klirren leise darin, auf Temperatur gehalten von zwei kleinen weinroten gefrorenen Akkus.

»Wirst du brauchen. Du gehst auf keinen Fall in das verschissene Bordrestaurant, Alter. Dann kannst du das Geld auch gleich aus Fenster werfen. Wenn du es aufkriegen würdest. Ich habe dir da nur westfälische Biere reingetan. Regionalität ist wichtig, auch im Westen«, sagte er. Ich sah ihn an. Hellwach, groß, drahtig stand er vor mir, wie immer in Jeans und Jeansjacke. Darunter ein strahlend weißes T-Shirt. Schmales, leicht verwittertes Gesicht, Dreitagebart, Pilotenbrille im kurz geschorenen aschblonden Haar und Augen, deren Hellblau manchmal ins Fassadengraue kippt. »Aus Gelsenkirchen gab es kein Bier, also einfach Krombacher, Paderborner, Veltins und Dortmunder Union.«

Ich beginne mit dem Dortmunder und stoße mit meinem Spiegelbild vor vorbeirasender Landschaft auf meine Mission an. So nennt Schlüppi meine Reise nach Gelsenkirchen. »Du musst das

endlich in Ordnung bringen«, hatte er vor ein paar Wochen in dieser verhängnisvollen Nacht gesagt und wiederholt es jetzt auf dem Berliner Ostbahnhof. Schlüppi hat bestimmt, dass ich hier abfahre. Im grauen Nirgendwo zwischen East Side Gallery und Karl-Marx-Allee. Am Hauptbahnhof, in diesem Pseudokonsumtempel aus Glas und Stahl, bekomme er Depressionen.

Ich weiß nichts über Gelsenkirchen, außer dass es im Ruhrgebiet liegt, dass es da also Bergbau gab, Kokereien, Stahlwerke. Dass Gelsenkirchen so etwas war wie die Herzkammer der alten Bundesrepublik. Wirtschaftswunderstadt. Ludwig Erhards Zigarre hat nur geglüht, weil dort in tausend Meter Tiefe die Steinkohle aus der Erde gebrochen wurde. Malocherstadt. Schalke 04 kenne ich natürlich auch noch. Diesen verlorenen Fußballverein, der immer von Großem träumt und doch nur wieder im Mittelfeld der Tabelle landet. Königsblau ist bettelarm und wird von einem Hühner- und Schweinemörder aus Gütersloh über Wasser gehalten, der etwa so sympathisch ist wie Hermann Axen aus dem SED-Politbüro. Und die Schalker hassen Dortmund. Aufs Blut. So richtig lecker ist das Dortmunder Union aber auch nicht, auf keinen Fall Champions League, würde ich sagen, und so bereite ich der Flasche ein schnelles Ende und mache mich an die nächste.

Übermäßiger Biergenuss hat mich überhaupt erst in diesen Zug gebracht.

Wir treffen uns einmal im Monat zum Billardspielen und Kickern im Prenzlauer Berg. Schlüppi, ich und der Doktor. Seit 25 Jahren. Wir sind alle ursprünglich aus Schwerin, haben alle mal an der Humboldt-Universität Medizin studiert, doch nur der Doktor hat das durchgehalten und leitet heute eine Klinik für Traumatologie in Moabit. Ich bin der Letzte, der noch in diesem hochgejazzten, durchgentrifizierten Viertel wohnt, sehr zur Freude von Schlüppi, der meint, ich sei so etwas wie ein Ureinwohner, ein Native East German. Weil um mich herum nur Leute aus Stuttgart, Köln, München und Hamburg wohnen. Also vor allem aus den Käffern dazwischen. Aus Tuttlingen, Kaierde, Schüttdorf und Beverungen. Die die Dachgeschosse der alten Arbeitermieskasernen mit dem Geld ihrer Eltern gekauft und ausgebaut haben und jetzt irgendwas mit Medien machen. Ich wohne hier auch nur noch, weil ich einen Mietvertrag aus den Neunzigerjahren habe und mein Vermieter angeblich einer der Musiker von Rammstein ist, der am heruntergekommenen Zustand des Hauses nichts ändern möchte, aber eben die Miete auch nicht erhöht.

Der Doktor wohnt in Französisch Buchholz. Das, was Pankow für Berlin ist, ist Französisch

Buchholz für Pankow. Der Rand vom Stadtrand und so schön wie Toskana Chemnitz oder Schwedisch Cottbus. Eigenheim, klar, und Schlüppi wohnt in Weißensee. Oder auch: mal hier, mal da. Gerade aber: Einzimmerwohnung, Hinterhof, Weißensee. Mit Kohleofen. Manchmal glaube ich, seine Wohnungen werden ihm wie Kulissen von Filmteams hergerichtet. Schlüppi ist im Zwischendeck des Mauerfalls hängen geblieben. Er ist noch aus der DDR raus-, aber nie in der BRD angekommen. Beim Finanzamt ist er als Kleinunternehmer gemeldet, aber er arbeitet natürlich auch schwarz, mal hier, mal da. Kauft Autos, schraubt an ihnen herum und verkauft sie dann weiter. Gerne Barakas, Trabant und Wartburg 311. Aber das werde immer schwieriger, jammert er, weil sie kaum noch zu bekommen seien. Genau wie die DDR-Moped-Fraktion. S 51, Habicht, Spatz, Star und natürlich die Schwalbe, die der Westler immer noch am liebsten nimmt, obwohl das im Osten ein Rentnermoped war. Manchmal verkauft er auch Gras an gute Bekannte, aber nur ein bisschen, wie er meint, eigentlich nicht der Rede wert.

Früher haben wir an solchen Billardabenden immer bis zum Morgengrauen gemacht, haben beim Kickern im *Nemo* in der Oderberger Straße hinter dem Mauerpark amerikanischen Touristen das Fell über die Ohren gezogen und sind dann

morgens um sechs zu *Konnopke* in die Schönhau-
ser Allee. Diese Curry- und Pommesbude unter
dem U-Bahn-Viadukt, die inzwischen in jedem
Reiseführer steht. Heute halten wir nicht mal
mehr bis ein Uhr durch. Dem Doktor fallen schon
vor Mitternacht die Augen zu. Seine Haare sind
altersgemäß ausgegangen und auf den Wangen
haben sein Übergewicht und der inzwischen ein-
gestellte Bluthochdruck ein paar Äderchen zum
Platzen gebracht. Er trägt Brax-Hosen, blau-weiß
karierte Hemden und ein weinrotes Sakko darüber.

»So, Männer, ich muss dann mal«, sagt er irgend-
wann, und wenn er das zum dritten Mal gesagt hat,
gehen wir wirklich. Aber noch nicht nach Hause,
sondern Schlüppi holt im Späti noch drei Büchsen
Bier, und dann stellen wir uns unter die U-Bahn-
Gleise vor die geschlossene sogenannte Kultpom-
mesbude. Die ist inzwischen golden, natürlich
nicht aus echtem Gold, aber fast sieht es so aus.
Damals, vor 25 Jahren, in dieser Zwischenzeit
der billigen Mieten und der unendlichen Partys in
Berlin, in Schlüppis innerem Vineta also, sind wir
um sechs Uhr morgens hierhergewankt. Manch-
mal sogar der Doktor, obwohl er immer versuchte,
sich zu drücken. Da wurde der Laden gerade auf-
gemacht und brummte von der ersten Minute an.
Es roch nach heißem Fett, Zigaretten, Kaffee und
Bier. Die U-Bahn rumpelte über uns, die Straßen-

bahn quietschte Richtung Friedrichshain und die, die arbeiten gingen, trafen sich mit denen, die ins Bett gingen, bei *Konnopke*. Zwei Welten in friedlicher Koexistenz. Ein Morgen in Hackepeterrot und Mayonaisseweiß. Der Doktor und ich aßen immer eine Curry ungeschnitten, wie sich das für Ostler gehörte, und Schlüppi schlürfte noch eine Tasse Rinderbrühe vorweg. Aus diesem Geschirr mit grünem Rand, das aussah wie aus der Mitropa. Erst dann waren wir bettfein.

Heute macht die goldene Bude um elf Uhr auf und Schlüppi sagt mindestens einmal, während wir an einem der verwaisten runden Stehtische mitten in der Nacht das Büchsenbier schlürfen: »Vielleicht ist die ja doch aus echtem Gold, so viel wie die in den letzten Jahren verdient haben.«

Der Verkehr donnerte zweispurig auf jeder Seite der mit kleinen eckigen Steinen gepflasterten Fußgängerinsel vorbei, und auch wenn die Straßenbahn und die U2 ihren Dienst schon eingestellt hatten, lag so ein Grundbrummen der Stadt zwischen den grünen genieteten Stahlträgern, die das Viadukt tragen. Die laue Mainacht umhüllte uns wie eine dünne Woldecke, und so standen wir dort und brachten das letzte Bier hinter uns. Die Augenlider des Doktors hingen bereits auf halbmast, ich hatte leichtes Sodbrennen, nur Schlüppi war auf Betriebstemperatur.

»Sander, du musst in den Westen«, sagte er.

Ich lachte: »Was muss ich?«, und die Augenlider des Doktors fielen ganz zu.

Schlüppi zog einen Zettel aus der hinteren Hosentasche und legte ihn vor mich auf den kleinen runden Imbissstisch. »Hier«, sagte er und strich über den verknitterten Internetausdruck.

»Gelsenkirchen – Der Osten im Westen« stand da. Der Rest war zu klein geschrieben, als dass ich das ohne Lesebrille hätte lesen können. Ich nahm einen Schluck Bier und sah vom Zettel in Schlüppis fünfzigjähriges Jungensgesicht. Er heißt so, weil er während seines Dienstes bei der Nationalen Volksarmee eines Morgens nicht aufstehen wollte und zum Spieß sagte: »Ich hab keinen sauberen Schlüppi mehr und muss daher im Bett bleiben.« Das kam nicht so gut an bei seinem Vorgesetzten und den Namen wurde er nie wieder los. In dieser Nacht hatte er seine Pilotenbrille natürlich in den Haaren stecken, wie er die vermutlich auch beim Schlafen dort oben hat. Ich nahm sie ihm vom Kopf und setzte sie mir auf die Nase. Alles um mich herum wurde angenehm dunkel und konturenlos, ich sah aber trotzdem, wie dem Doktor kurz die Knie wegsackten und er sich daraufhin verlegen streckte. »Was zur Hölle soll ich in Gelsenkirchen?«, fragte ich und Schlüppi legte los:

»Die sind in allen Statistiken führend. Also, von hinten. Ärmste Stadt Deutschlands, höchste Arbeitslosigkeit, geringstes Pro-Kopf-Einkommen.« Er sah mich triumphierend an: »16 400 Tacken im Jahr, wirklich nicht viel.«

Ich rülpste und gab zu bedenken: »Mehr hast du doch auch nicht, also offiziell.«

Schlüppi holte sich seine Sonnenbrille zurück auf den Kopf und sagte: »Mensch, Sander, es geht nicht um mich, es geht um Gelsenkirchen. Darum, dass sich das mal jemand angucken muss. Und beschreiben. Einer wie du. Aus dem Osten. Du gehst da hin und schreibst ein Buch drüber!«

»Über Gelsenkirchen?«

»Ja, genau«, sagte Schlüppi und malte mit der rechten Hand eine Überschrift unter das U-Bahn-Viadukt: »Die ärmste Stadt Deutschlands oder: der Osten im Westen!«

»Warum sollte ich das machen?«, fragte ich und Schlüppi schrie fast: »Weil die aus dem Westen uns seit dreißig Jahren ununterbrochen beschreiben, filmen und betrachten. Die haben uns gedreht und gewendet wie die Schnitzel in der Pfanne und immer noch nichts begriffen! Jetzt wird es mal Zeit zurückzugucken. Und das machst du!«

»Das mach ich?«, fragte ich und musste wieder lachen, auch weil mir war, als würde der Doktor eindeutig im Stehen schnarchen.

»Ja, du! Was machst du denn gerade?«

»Ich schreibe einen Roman.«

»Ach, du schreibst immer einen Roman. Egal. Das hat Zeit.«

Er starrte die Schönhauser Allee hinauf, dorthin, wo irgendwo Pankow begann, und noch etwas weiter Französisch Buchholz. Der Doktor hatte sich gegen einen der genieteten grünen Pfeiler gelehnt und schlief nun eindeutig.

»Moritz von Uslar, der ist vor zehn Jahren aus dem *Grill Royal*, aus diesem Steakhaus für Besserverdienende, direkt nach Zehdenick gefahren und hat ein Buch drüber geschrieben. *Deutschboden*. Über die ganzen harten Ostjungs da und ihre Autos und wie die damit nachts rumrasen und so.«

Schlüppi zündete sich eine Zigarette an und schrie fast: »Und jetzt, zehn Jahre später, ist der da schon wieder gewesen. *Deutschboden 2*, Alter, das ist doch nicht zu fassen.«

»Und deswegen schickst du mich aus einer geschlossenen Ostpommesebude in den Westen?«, fragte ich und deutete auf den matt glänzenden goldenen Kiosk.

»Ja, genau«, sagte Schlüppi und strahlte mich an wie ein Scheinwerfer.

»Hast du *Deutschboden* gelesen?«, fragte ich.

»Darum geht es doch gar nicht, Sander. Du und die anderen Ostschreiber, ihr habt ja auch

schön mitgesungen am untergegangenen literarischen Osten. Mauerfall hier, Nachwende da.«

Ich zerquetschte die Bierdose und zog die Schultern hoch:

»Ich kann schreiben, was ich will. Die im Westen lesen das immer als Osten. Mein *Ich aber bin hier geboren* spielt in Friesland.«

Aber Schlüppi hörte mir gar nicht zu:

»Ey, es gibt inzwischen ein Buch über die Füße der Menschen aus Marzahn oder den ostdeutschen Mann als Liebhaber. Warum der die bessere Wahl ist. Wir sind gesellschaftlich völlig unterrepräsentiert. Keine Manager, Bankdirektoren, Universitätsdekane oder so was in der Art. Aber dafür sind wir total überbeschrieben. Und im Westen?«

Er deutete noch einmal unter das Viadukt, wo er vorhin die Gelsenkirchen-der-Osten-im-Westen-Überschrift in die Luft gemalt hatte, machte eine dramatische Pause und sagte dann:

»Im Westen nichts Neues, Alter! Da hörst du nichts. Duisburg ist übrigens auf Platz zwei im Armutsrating und dann kommen erst unsere Klassiker. Cottbus, Frankfurt/Oder, Halle und so.«

»Und deswegen soll ich nach Gelsenkirchen?« fragte ich, klaute Schlüppi die Kippe aus der Hand und nahm einen tiefen Zug.

»Genau«, sagte der Doktor und schlug mir auf die Schulter. »Du fährst nach Gelsenkirchen und ich geh. Muss morgen früh raus.«

Jetzt stehe ich auf dem grauen Bahnsteig von Essen Hauptbahnhof. Wer nach Gelsenkirchen will, muss umsteigen. Ich kenne dieses demütigende Gefühl. Wer aus Berlin in die mecklenburgische Landeshauptstadt Schwerin möchte, der muss auch ein Ferkeltaxi nehmen. Spätestens ab Ludwigslust. In diesen ständig röhrend beschleunigenden und quietschend abbremsenden Milchkannenabbummeln bekommt man schon vor der Ankunft das Gefühl, abgehängt zu sein. In Gelsenkirchen hält auch kein ICE. Ich lasse mich auf einen der ausklappbaren Sitze fallen, der eigentlich für Mütter, Rentner oder Versehrte vorgesehen ist, und genau nach neun Minuten spuckt mich dieser langsam rollende Seelenverkäufer schon wieder aus. Ich kann gerade noch das Vel-tins exen, das vierte aus Schlüppis Hopfen-und-Malz-Quartett. Dann stehe ich da auf einem bröckeligen Bahnsteig, an dessen Rändern das Unkraut jede Schlacht gewinnt. Nur zwischen den Gleisen nicht. Direkt angrenzend steht ein grünes Ungetüm, das aussieht wie eine Pharmaziefabrik, auf dem aber *Bahnhofspassage* steht. Ein paar Häuser, ein paar Bäume, und zwei Kirchen strecken nah

beieinander ihre Türme in die Luft, von denen einer aus Betonschlaufen mit viel Luft dazwischen besteht. Meine Mitreisenden sind längst verschwunden. Kurz zweifele ich, ob die Rolltreppe vielleicht eingerostet ist, aber dann setzt sie sich doch schleppend und knirschend in Bewegung.

Ich gelange in ein flaches fensterloses Zwischendeck und zähle vier gelbe Abfahrtspläne, aber keinen weißen zum Ankommen. Es scheint hier mehr ums Wegkommen zu gehen. Lieber gehen als bleiben. Außer ein paar Pfeilern, die die Decke stützen, gähnt hier die Leere, nur in einer Ecke hocken drei Männer. Auf einer Fotografie, daneben eine reale Bank aus hellem Holz. Ich lasse mich darauffallen und versuche mich zu erinnern, was Schlüppi genau gesagt hat: »Du kannst bei meiner Cousine wohnen.«

Seine sagenumworbene Cousine, die es im Westen als Model geschafft hat. Mit diesem einen Coverfoto, damals, kurz nach dem Mauerfall. Aber warum wohnt die dann hier, im letzten Ort Deutschlands, denke ich, und sehe mir die drei Männer genauer an, die zufrieden nebeneinandersitzen. Der Kohlenstaub hat ihre Gesichter schwarz gefärbt und ihre Augäpfel und Zähne leuchten weiß. Wo wollte mich diese Cousine noch treffen, denke ich. An den drei Bierflaschen? Bei den drei Haselnüssen? Neben den drei Berg-

männern? Ich kann mich nicht erinnern, das viele Bier schwappt mir durch das Hirn und ich stolpere weiter hinunter in die eigentliche Bahnhofshalle, was ein großes Wort ist für diesen schmalen Schlauch. Ein Bäcker, ein Rossmann, ein Zeitungsladen. Und überall Bergmänner. An den Wänden, auf den Türen der Schließfächer, unter der Decke. Von überlebensgroß bis handtellerklein. Beim Schuheausziehen, unter Tage mit leuchtender Lampe am Helm, vor einer Lore, auf der steht: »Zeche Graf Bismarck, 1868–1966 – Ich bin der Letzte«. Und die Bergmänner sehen ausnahmslos erledigt aus, zufrieden und glücklich. Es gibt noch eine Ecke, in der ein paar Schalke-Trikots hängen, und von einer Wand erschallt ein grafisches »Glückauf« und die Zeilen des Steigerliedes, so als wollte man mein gesamtes Wissen über Gelsenkirchen bebildern und nun auch noch betexten:

Glück auf, Glück auf! Der Steiger kommt
und er hat sein helles Licht bei der Nacht
und er hat sein helles Licht bei der Nacht
schon angezündt, schon angezündt.

Ein Herbert-Grönemeyer-Tinnitus droht. Ich will hier raus! Es gibt einen rechten und einen linken Weg, ich nehme offensichtlich den falschen, denn

statt Schlüppis Cousine taucht eine andere Frau auf. Wieder nur als Poster. Die hat auch Dreck im Gesicht. Das ist allerdings kein Kohlenstaub, sondern so eine Art Schlamm und sie wirbt mit geschlossenen Augen und seligem debilem Lächeln für einen Urlaub im Osnabrücker Land. Dass es das gibt und dass man da Urlaub machen kann, das ist mir beides völlig neu. Doch die Dame belehrt mich: Die Urlaubsregion Osnabrücker Land biete alles, was einen erholsamen Urlaub in Deutschland ausmache. Vier Kurorte, acht Thermen, drei Solarquellen. Genug frische Luft, gesundes Wasser, Natur, Sicherheit. Das Osnabrücker Land! Wie mag das wohl aussehen? Die Frau auf dem Foto trägt eine rosa Badekappe, die sehr an eine Unterhose aus den Fünfzigerjahren erinnert. Bekommt man die Gelsenkirchener wirklich mit »genug frischer Luft« und »Sicherheit« in den Urlaub geworben? Ins Osnabrücker Land? Und Sicherheit wovor?

Draußen vor der Tür sieht es allerdings noch trostloser aus. Junge Männer in Shorts, riesigen Turnschuhen und Basecaps stehen rauchend zusammen, und vor dem U-Bahn-Schacht, im Abstand von jeweils zwanzig Metern, sitzen drei alte Frauen im Babuschka-Look auf dem Boden. Buntes Kopftuch, weiße Bluse, schwarzer Rock und jeweils einen leeren Plastikbecher vor sich.

Sie sitzen im Schneidersitz, ihre Füße sind nackt. Der Friseur rechter Hand hat aufgegeben, der Supermarkt etwas weiter bedankt sich bei der treuen Kundschaft, will aber auch nicht mehr. Auf der linken Seite wurde der Busbahnhof eine Etage höher gebaut, sodass unter ihm eine dunkle, höhlenartige Fläche entstanden ist, auf der ein paar Autos stehen. Oder lauern? Es wirkt wie die Kulisse eines Horrorfilms. Ich gehe nicht weiter, kann aber noch ein paar Obdachlose auf einer Pappe erkennen, dort, wo das letzte Tageslicht verschluckt wird. Sie scheinen zu schlafen. Ich drehe mich um und sehe auf den Buchstaben H A U P T B A H N H O F über dem Eingang die längsten Taubenabwehrstacheln, die ich jemals gesehen habe. Eigentlich erwarte ich jeden Moment, dass sich ein abgemagerter Vogel darauf suizidal in den Tod stürzt.

Ich stolpere wieder in das Gebäude, das von den Gelsenkirchenern offensichtlich weniger als Bahnhof, sondern als Tunnel unter den Gleisen genutzt wird, die von außen mit einem metallenen Wulst verdeckt werden. Selbst von unten sind die wuchernden Pflanzen zu sehen.

Schlüppis Cousine steht bei den drei Dröppel-eimern, ist mir wieder eingefallen. So hat sie es bezeichnet und da wartet sie wirklich. Vor den Resten des alten Gründerzeitbahnhofs, der hier

mutig in den Sechzigerjahren abgerissen wurde und dessen Portal in Teilen in dieses neue Bahnhofmonstrum eingemauert wurde und da nun klebt wie eine an die Wand geworfene steinerne Torte, steht Gabi. Gabriele Wolanski, bekannt als Zonengabi im Glück in Klammern BRD. Dass dieses Glück auch Gelsenkirchen bedeuten kann, war ihr vermutlich nicht klar, als sie sich am 9. November 1989 eine geschälte Gurke in die Hand drücken ließ und das Foto geschossen wurde, von dem sie noch heute lebt, wie sie mir am Telefon versicherte. Sie trägt immer noch oder vielleicht auch schon wieder ein stonewashed Jeanshemd, hat die Miniplilocken aber inzwischen zum Kurzhaarschnitt mit Strähnchen geglättet. Neben ihr stehen drei rote Wischeimer, die mit mehreren schmalen Lappen umlegt sind, in dieser Vorhölle von einer Empfangshalle, und als ich nach der Begrüßung fragend darauf deute, sagt sie mit leicht sächselndem Akzent: »Gab ein Gewitter vorhin. Regnet 'n bisschen durch hier. Im Westen ist auch nicht alles Gold, was glänzt.«